

(Nachdruck verboten.)

34]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Nun hatte Nur sich allerdings eine solche Bürde niemals allzu naheliegend vorgestellt oder gewünscht; auch beneidete er den Schwager durchaus nicht um seine Popularität und all die Verpflichtungen, die ihm daraus erwuchsen; aber das Lachen verlegte ihn ebenso wie dazumal in der Schule das Grinsen der beiden algierischen Juden.

„Mein Großvater war ja auch Caïd!“

„Und Dein Vater?“

„Nein, mein Vater ist es nicht. Noch nicht wenigstens. Weil er zu jung war, als Großvater starb. Aber ich will Dir nur sagen, daß es nicht viele junge Araber von Familie gibt, die das Lycée Carnot absolviert haben, so daß ich vielleicht bessere Aussichten habe als die meisten.“

„Nun, nehmen wir den Fall an, daß sie Dich nicht abweisen, so würdest Du Dich also nicht für zu gut halten, diesen Fächsen zu helfen, Dein eigenes Volk zu unterdrücken?“

Nur fühlte sich unsicher. Aber es gab keinen Rückzug. Er mußte mit erhobenem Nacken den Weg weiter verfolgen. Sultana sah halb abgewandt auf dem Teppich und lauschte dem Gespräch, ohne sich einzumischen. Nurs bevorstehende Abreise lag ihr schwer am Herzen.

„Die Franzosen sind nicht böse.“ sagte er er.

„Ich weiß, daß ihr beide, Dein Vater und Du, dieser Meinung seid. Aber Ihr sollt wissen, daß alle redlichen Männer Eueres Volkes anders denken und Männer wie Euch als Verräter des Vaterlandes und als Abtrünnige unserer Religion betrachten! Denn Ihr begünstigt die ungläubigen Hunde!“

„Nicht kannst Du schmähen, aber man soll nicht den Vater vor dem Angesicht der Kinder schmähen.“ sagte Nur so ruhig und schön, wie er diese Art Dinge sagen konnte, und errang sich durch diesen kleinen Seitenhieb einen Vorteil.

„Dein Vater.“ sagte Abdallah ruhiger, „hat unrichtig gehandelt, als er Dich in die französische Schule brachte, statt Dich an der Djamaa ez Bituna studieren zu lassen!“

„Die Zeit wird es erweisen.“

„Zawohl, das wird die Zeit sicherlich erweisen. Die Schule hat Euch mit unreinen, pestbehafteten Menschen zusammengeführt wie mit dieser Frau Barrière, die mit einem Priester lebt —“

„Was weißt Du darüber?“

„Man sagte es in Tunis.“

„Dann sage ich in Gassa, daß dies Lügen sind.“

„Sind es auch Lügen, daß sie gegen den Islam predigt?“

„Ja! Sie predigt für ihren Glauben.“

„Aber jedenfalls sind es keine Lügen, daß ihr Sohn Marcel, der dünn und bleich ist wie ein Wandwurm, Gott leugnet, sowohl Allah wie den französischen Gott, und daß er glaubt, der Himmel sei aus kaltem Glas, an dem die Luft sich ansetzt und zu Regen wird, denn das hat er mir selbst erzählt und ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört. Und einen solch räubigen Hund empfängst Du in Eurem Hause! Und Du bildest Dir ein, daß Allah es nicht sieht und Euch nicht dafür strafen wird! Hast Du nicht selbst gesehen, wie all das Geld, das Dein Vater von Frau Barrière entlieh, nur zu einer Schuld wurde, die ihn nun bedrückt, ohne daß er etwas anderes davon geerntet hätte als einen Haufen Schande und Unglück? Ungestraft pflegt kein Muslim Freundschaft mit einem Ungläubigen! Die Strafe trifft das ganze Haus! Jeder einzelne kommt ins Unglück! Wenn Sultana weiterhin unfruchtbar bleiben sollte — was Allah verhüte! — so ist es nur eine Strafe dafür, daß Ihr diesem Marcel Zutritt in Euer Haus gegeben, diesem stinkenden Schakal, dem ich mit kaltem Blut mein Messer durch den Leib jagen könnte. Darum grolle ich Euch im Innersten. Darum halte ich die Hand gegen Euch.“

„Marcel ist nicht böse.“

„Schweig!“

Sultana war sehr bleich geworden.

Sie sah vor ihren Augen wieder den getöteten Delphin, wie er auf dem Wasser schwamm.

20.

In der Nurs Abreise folgenden Zeit war Sultana nahe daran, allen Mut zu verlieren.

Sie suchte sich durch angespannte Arbeit im Dienst ihrer Armen und Kranken aufrechtzuerhalten, fand aber nicht mehr dieselbe Freude und Zerstreuung darin wie zuvor.

Ihr Kinderkopf hatte schwereren Stoff zu bewältigen bekommen, als er zu bemestern vermochte.

Es war Abdallahs Wesen und Charakter, dessen Grund zu sondieren sie sich vergeblich bemühte.

Marcel, den sie nicht kannte, stand nun in scharfen Umriffen vor ihr. Er war von innen heraus geworden, aus einem Herzen heraus gewachsen. Man konnte sich seine Entwicklung vorstellen, ihn verstehen wie einen Kiefernbaum, den man zersägt. Ein Jahresring hatte sich um den anderen gelegt. Wie der erste war, so wird auch der letzte sein — nur größer, sonst aber gleich.

Abdallah war anders geartet. Alle Umrisse stimmten. Er war heute dieser — und man glaubte, dies sei Abdallah —, aber morgen war er ein anderer. Und wie war der Kern? Er schien entstanden zu sein wie eine Pflanze, die von fremden Händen erbaut wird. Jeder neue Marabu fügt ein Stück hinzu. Es ist kein innerer Plan, und niemand kann berechnen, wie sie aussehen wird, wenn der letzte Marabu das letzte Stück angefügt hat. Sie liegt willenlos und tot und läßt sich beleben. So sah es auch mit Abdallah aus.

Sie hatte vom ersten Tage an, da sie seiner Obhut übergeben wurde, sein Wesen beobachtet, wie ein lebenslänglich Gefangener seinen Kerkermeister studiert. Sein Charakter war ja ihr Schicksal.

Schichte auf Schichte war sie hinabgedrungen, wie man einen Zwiebel entblättert. Aber es schien eine hoffnungslose Ewigkeitsarbeit. Lauter Blätter, böse und gute durcheinander, — aber nie erreichte sie das Herz, nie bekam sie den Geschmack seines Blutes, das den ganzen Organismus bestimmt.

Sie hatte den ersten Abend sein Herz in seinen Augen gesucht, aber nun wußte sie, daß seine Augen logen.

Wenn er einen Kern hatte, wußte er ihn gut zu verbergen. Er ließ sich nicht den Puls fühlen.

Berglich sie aber Abdallah und Marcel, so sah sie ganz klar den Gegensatz zwischen ihnen in einem einzelnen Punkte, der sie selbst in hohem Grade betraf.

Marcel war derjenige, der alles andere ihrerwegen aufgeben konnte.

Abdallah dagegen konnte sie allem anderen zu Liebe aufgeben.

So beiläufig dachte sie, wenn auch minder zusammenhängend und klar, denn sie dachte in Ahnungen und Bildern, in Blüten und Sprüngen wie ein ungeschultes Bauernhirn denkt. Aber diese Blüten markierten genial und pünktlich den richtigen Weg. —

Der Wurmfrasser hatte sich zwischen den beiden entwickelt, und der Name des Reptils war Mißtrauen.

Denn es lag nicht daran, daß sie an der männlichen Brust ihres schönen Gatten mit verliebter Freude unbekannt geblieben wäre.

Oh, als der erste Monat vorüber war, hatte sie Augenblicke schwindelnder Glückseligkeit erlebt und jedesmal dabei gewünscht, daß Marcel bloß sehen könnte, wie glücklich sie sei! Es hatte einen Punkt gegeben, wo sie nur einen Schritt entfernt standen von jenem tieferen Verständnis, das hinter aller Sinnenfreude liegen muß, um sie auf die Dauer zu ermöglichen und die beiden Wesen zu einem einzigen zu machen.

Und wie gerne hätte sie diesen letzten Schritt getan! Denn aus Trotz gegen Marcel war ihr ganzer Wille bei Abdallah.

Aber just in diesem kritischen Augenblick hatte er sich gehäutet und war in einer neuen Gestalt aufgetreten, die sie nicht kannte und noch weniger billigte. Und von da an hatte eine Wunde noch nicht heilen können, als er schon eine neue Schlug.

Daß er sie in einem hitzigen Augenblick, da sie selbst ihn

gereizt, geschlagen hatte, war noch das Geringste von allem. Wie oft hatte sie nicht selbst als kleines Mädchen Nur, den sie doch so lieb hatte, gebissen und gekraht! Obwohl Abdallah ihr nicht geradezu Abbitte getan, hatte er es doch auszuglätten versucht, und es war so weit vergessen.

Auch sein Haß auf die Franzosen und Marcel im besondern hatte, so traurig er sie berührte, weil er auch ihre eigene Familie traf und herabsetzte, doch eine tiefere religiöse und ideale Berechtigung, die sie nicht verurteilen konnte.

Nein, was sie schmerzte, war die überlegene Kälte, die sich mit jedem Tage mehr und mehr in seinem Auftreten ihr gegenüber geltend machte.

Sie war sich über diese Seite seines Wesens in einem Nu klar geworden, an eben jenem Tage, da er ihr sagte, sie müsse ihm einen Sohn schenken.

Der Ton, in welchem er diese Worte sagte, der Stahlglanz in seinen Augen, der sie begleitete, hatten breite Lichtungen gegen die dunkle Zukunft eröffnet, und durch diese Lichtwege starrte sie von Morgen bis Abend, bis mit der Klarheit auch die Verzweiflung über sie kam.

Sie galt also hier bloß als ein Wesen, das zur Entsetzung eines anderen Wesens notwendig war.

Nicht so hatte sie sich es geträumt. Und es lag so zum Straucheln nahe, sich auszudenken, wie anders ihr Leben sich bei Marcel gestaltet hätte.

Wenn das Kind nun niemals kam, was dann?

Oder sollte selbst Abd el Kader sich erbarmen, was geschah, wenn sie zwanzig oder höchstens fünfundzwanzig Jahre wurde und Abdallah keine Kinder mehr vor ihr verlangte?

Dann konnte sie wie eine verschmähte Skavin in seinem Hause umhergehen. Dann konnte er ihre Kinder nehmen und sie selbst fortjagen, wie es sein Recht war, während eine andere ihren Platz einnahm und ihre Kinder zu Gutem oder Bösem erzog.

Sie war ja, wie sie jetzt sah, für ihn nur das Mittel, Kinder zu bekommen, und darüber hinaus nichts — nichts.

All die außerleiene Ritterlichkeit, mit der er sie in der ersten Zeit umgeben hatte, bedeutete nicht etwa, daß sie etwas in seinem Leben gewesen war. Es waren nur Neußerlichkeiten, von denen andere ihm gesagt hatten, daß sie dazugehörten, wenn er nicht als Bauer betrachtet werden wolle. Als er den schönen, spielenden Delphin schob, da brach seine wahre Natur durch die dünne Schale. Und später, an demselben Tage — — —

Jedes andere Weib konnte sie ersetzen, ausgenommen in einem einzigen Punkte, in dem er ihr treu war, wie sie wußte, und nie mit einer anderen tauschen würde, aber auch dieses war ja so traurig und bedrückend.

Wie anders wäre es nicht bei Marcel gewesen!

All diese düsteren Gedanken teilte sie jedoch weder Marbruka noch Abdallah mit. Keiner hätte sie verstanden. Und wenn selbst Abdallah sie verstanden hätte, so war sie sicher, bloß einem ironischen Lächeln oder einem kalten Urteil begegnet zu sein — wie nun Männer einmal sind. — —

Das tiefste Geheimnis ihrer veränderten Meinung über ihren Gatten lag jedoch wohl in der Revolution, die in ihren Gefühlen für Marcel eingetreten war. Oder vielleicht auch war die Veränderung nur eine scheinbare gewesen. Es ließ sich ja annehmen, daß die einmal erwachte Liebe zu Marcel damals nicht getötet, sondern nur von einem Troß, einem Gefühl verletzten Stolzes verschleiert worden war, das in demselben Augenblick weichen mußte, da es sich erwies, daß es der Berechtigung entbehrte.

Der Argwohn, den Abdallah geäußert, daß Marcel indirekt die Schuld an dem Fluche trüge, der wie eine Drohung über ihrem Hause stand, war ihr schon zu einem früheren Zeitpunkt, wenn auch in etwas anderer Form, gekommen.

In jener Zeit, da sie sich bemühte, alles Niedrige und Häßliche an seine Person zu heften, schrieb sie ihm auch die Macht des „bösen Auges“ zu.

Sein boshafter Zauber hatte bewirkt, daß ihr Schoß verschlossen bliebe, daß sie mit keinem anderen Manne Leben zeugen könne.

Es war kein Zufall, daß sie auf dem Friedhof jenes erste Mal, da Marcells Blick auf sie fiel, „Zauberjähne“ gefunden hatte. Der böse Spuk war wirklich über ihr. Und sie schauderte vor ihrem künftigen Schicksal.

Aber diese Gedanken nahmen eine ganz andere Richtung, als sie durch Nur erfuhr, wie tief sie Marcel verkannt hatte. Da entdeckte sie erst und gestand es sich selbst, daß sie

einer Liebe unterlegen war, die unerbittlich war wie ein Schicksal.

Sie fühlte es nicht bloß als eine Untreue, ein Verbrechen gegen Abdallah, sondern geradezu als Sünde gegen Gott, sich ihrem Gefühl hinzugeben.

Aber zu vergessen war sie nun nicht mehr imstande.

Sie wollte es nicht einmal.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Erziehung zur Bosheit.

Von Auguste Hauschner.

Denkt Euch einen braunen Wollknäuel, dem man vier Pfötchen und ein Schwänzchen angebunden hat. Oder noch besser, stellt Euch eine Kugel vor, mit einem braunen Fellchen überzogen. Daran ein Köpfchen mit zwei blanken Augenpunkten, einem schwarzen Räschen und einer samtweichen Schnauze. Oder ein lächerliches, winzig kleines Löwenjunges . . .

Aber vielleicht gleich Bello, als ihn der Gärtner in der Rocktasche vom Markte mit nach Hause brachte, am meisten einem jener Spielzeughunde, die schreien, wenn man sie etwas auf den Magen drückt. Nur, daß man Bello dazu nicht zu drücken brauchte. Denn er klagte unaufhörlich um die Mutter, der man ihn zu früh entrisen hatte. Selbst, als er sich bereits darein ergeben hatte, Tags die leere, kalte Luft und nachts eine lieblose Filzbede über sich zu fühlen (an Stelle des weichen, gastfreundlichen Leibes, in dessen tierisch temperierter Wärme er mit den Geschwistern geluschelt war), suchte sein Mäulchen sehnsüchtig im Halbschlaf die stets bereite Nahrungsquelle. Und er weinte schmerzlich, wenn noch niemand wach war, um ihm das gewohnte Dämmerfrühstück zu kredenzen.

Nach und nach verblaßte in ihm die Erinnerung an die Großmut der Natur. Er paßte sich der rauhen Notwendigkeit an, und aus dem wehleidigen Säugling wurde ein frohes spielerisches Kind. Mit der Vertrauensseligkeit der ersten Jugend blickte er ins Leben. Wenn er des Morgens über die Schwelle des Gartenhäuschens rollte, trat er wie ein Herrscher in sein Reich. Die ganze Umwelt war sein Eigentum. Die liebbestrenten, glattgebarkten Wege, die Blumenbeete, das Birkenwäldchen und der Rosenstolz. Und die Himmelsglöcke, die über dem Garten blaute, und die Sonnenspeden, die den grünen Rasen röllig sprengelten.

Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß auch die Villa ihm gehöre, die Freitreppe, die zu der Eingangshalle führte, die Korbmöbel und Lorbeerbüfel. Und daß der Epigenbaum der Tafelbede nur darum tief herunterhänge, um seinen Pfötchen ein angenehmes Spiel zu bieten. Wenn ihn ein unmutiges Wort verschlechte, hielt er's für einen Scherz und antwortete in der Sprache, die er eben erst in sich entdeckt, und die anzuwenden ihm offenbar eine richtige Erfinderehre gab; antwortete mit Wessen, das an das Krähen eines sehr jungen Hahnes gemahnte.

Ohne Hochmut besuchte er die Küche, schnupperte in allen Winkeln, schleckte alle Schüsseln aus und verschaffte sich Genüsse, die ihm sein zweites Waterhaus nicht bot.

Für Zärtlichkeiten war er sehr empfänglich. Wehrte sich nicht, wenn die Küchennagd ihn auf die Ohren lügte. Allem Beweglichen und Raschen sprang er entgegen; ob es auf vier oder zwei Beinen ging, auch nur ein Schatten war, ein Blatt, das eigene Schwänzchen, nach dem er sich im Kreise drehte.

Doch seine liebsten Kameraden waren die kleinen Jungen, die allmorgendlich die Zeitungsblätter brachten. Sie kamen stets zu Zweit, als fühlten sie, daß ihre dürftige Erscheinung erst verdoppelt ein Individuum ergebe. Sie gingen barfuß, ihre ausgewachsenen Kleider waren mehr zerrissen als gestickt, und in den abgemagerten Gesichtern standen die dunklen Augen unnatürlich groß.

Bello bereitete ihnen stets einen festlichen Empfang. Schon vom weitem lief er ihnen zu, umhüpfte sie und entschücherte sie so geschickt mit seinen Kapriolen, daß sie zum Schluß mit ihm auf einem Haufen gemeinsam an der Erde lagen.

Damit war der Gärtner, Bellos Besitzer, gar nicht einverstanden. Er mißbilligte schon Bellos Verkehr im Herrenhaus. „Bello soll nicht zutunlich zu Tier und Menschen sein. Wös soll er werden, mißtrauisch und scharf, sonst taugt er sein Lebtag nicht zum Rettenhund“ und duldete nur aus wirtschaftlichen Gründen sein herzliches Verhältnis zu der Köchin. Die Freundschaft mit den Zeitungsheben aber war ihm geradezu zuwider. Zum Schutz gegen Leute, die barfuß gingen und abgenutzte Kleider trugen, sollte der Hund ja gerade aufgejogen werden.

Es wurde Bello sehr schwer, seine Bestimmung zu begreifen. Zu den ersten Kläpsen hatte er, wie ein rechter frecher Bengel, mit mutwilligen Lauten erwidert. Bald aber verspürte er, wie bitter Schläge schmecken.

Diese Erfahrung nahm ihm das Vertrauen zu der Menschengüte. Und mit dem Kinderglauben auch die Kinderzuversicht. Er lernte lügen und betrügen. Er tat heimlich, was er bisher für sein gutes Recht betrachtet hatte. Mit geducktem Kopf, das Schwänzchen (sonst der Vergnügungsanzeiger des kleinen Körpers) zwischen die Beine eingeklemmt, schlich er in die Halle, vor jeder Handbewegung

flüchtbereit. Den Verührungen der Diensthoten wich er ängstlich aus, und stahl, was ihm bisher freiwillig angeboten worden war.

Am zögerndsten entlagte er der Reigung zu den zerlumpten Kameraden. Immer wieder wurde er im Spiel mit ihnen angetroffen.

Da hand der Gärtner ihn zur Strafe eines Nachts zum ersten Male in der großen Hundehütte fest. Verlassen, frierend, vor Furcht und Sehnsucht fast von Sinnen, bat er unaufhörlich: „Verzeiht mir doch! Ich will ja brav sein! Kommt denn niemand? Laßt mich nicht allein!“ Und unterbrach sein Winseln nur, um hämmernden Herzens mit aufflammender und immer neu enttäuschter Hoffnung aufzuhorchen, ob die Erlösung sich nicht nahe. — Und in der nächsten Nacht derselbe Jammer. . .

In den Stunden der Verzweiflung reiste langsam die Ahnung von dem Weltzusammenhang in ihm. Von der Nacht des Starben. Daß der Schwache rechtlos sei, und daß ihm nur eine Waffe zu Gebote stehe — die Bosheit. Er veränderte sein Wesen. Das Fellgekräusel wurde glatt, die Blicke lehrten sich nach innen, die Schnauze streckte sich und gab ihm das Aussehen eines Fuchses.

Neun Monate war er alt, als er nach dem jüngeren der Zeitungs-träger schnappte.

Das Bäckchen hatte sich, in dem Verlangen nach dem langentbehrten Spielgefährt, bis zum Gärtnerhäuschen vorgewagt. Es hielt das Knurren Bellos, dem man streng aufgetragen hatte, niemanden in die Wohnung einzulassen, für eine der beliebten Karrenpöffen seines Freundes und überschritt die Schwelle. Da biß der Hund nach ihm — über das magere Beinchen rieselte das Blut in Tropfen. . .

Der Gärtner lobte seinen treuen Wächter und belohnte ihn mit einer halben Bursch.

Bellos Erziehung war vollendet.

Dalcroze in Hellerau.

Seitdem es in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden eine „Bildungsanstalt Jacques-Dalcroze“ gibt, sind wir um eine praktische Erziehungsmöglichkeit von weittragender und grundlegendender Bedeutung reicher. Die rhythmische Gymnastik, die Dalcroze lehrt, ist nicht nur eine neue Methode der musikalischen und körperlichen Schulung mehr, sondern so etwas wie eine Vorstufe der künstlerischen und damit letzten Endes menschlichen Erziehung überhaupt. Dalcroze stellt die Kunst als die Erzieherin unserer Sinne in den Mittelpunkt des Lebens und weist ihr die Aufgabe zu, „Sinne und Gefühl in Harmonie mit dem menschlichen Willen zu der gleichen Höhe auszubilden, zu der die Wissenschaft unseren Verstand emporgezüchtet hat“. Es gilt zu erlernen: die Bewegungen des Körpers nach ihrer Dauer und nach ihrer Stärke zu messen und so den metrischen und den rhythmischen Sinn zu einem körperlichen Erlebnis zu machen, und im Zusammenhang mit Übungen, die das Gehör und das Tonbewußtsein entwickeln, Körper und Musik, Körper und Geist in innigere Wechselwirkung zu setzen. Aus ursprünglichen und tiefen natürlichen Elementen heraus kam Dalcroze so zum Reigen, zum Spiel, zum Tanz, zum Drama, wie sie die Griechen besaßen, wie Goethe, Kleist, Wagner, Nietzsche, Dehmel sie sahen. Dem Körper eine solche Rolle in der Erziehung und im Leben überhaupt anzuweisen, heißt aber geradezu, ihn neu für uns zu entdecken, für uns, die wir noch immer nicht frei sind von jener seltsamen, unnatürlichen Scheu vor dem eigenen Körper. Und dieses Schlimm, der Kräfte seines Leibes bewußt zu werden, sie zur Wirkung und Entfaltung zu bringen, reißt sich allen den Bestrebungen an, die Rückkehr zur Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrheit fordern. So weiten sich die mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen der Methode Dalcroze zu hygienischer, ja psychologischer Bedeutung. Und wir dürfen die Begründung der Hellerauer Bildungsanstalt (im besonderen ein Werk Wolf Dohrn's) als eine Tat begrüßen, die tausendfältig Frucht tragen wird.

Den Arbeiten der Schule, in der jetzt hauptsächlich Lehrer und Lehrerinnen der Methode ausgebildet werden, gilt die wachsende Aufmerksamkeit aller führenden künstlerischen und pädagogischen Persönlichkeiten. Eine begeisterte Gemeinde erwartet aus dem kleinen Hellerau große Dinge. Mit Weisall begrüßt sie die Vollendung des wunderschönen Hauses, das Heinrich Tessenow für Unterricht, Wohnungen und Verwaltung auf der Höhe mitten hinein in Kornfelder gebaut hat. Und mit Spannung sieht sie den für Juni und Juli angekündigten Schulfesten entgegen. Aber diese Arbeiten sind nicht eine Angelegenheit, die nur die Kunst, die Musik und das Theater angeht, sie gehen uns alle an. Und wie die Dinge liegen, ist es lediglich eine Frage der Zeit, daß die Methode Dalcroze in den Lehrplan der Volksschule (im Anschluß an den Turn- und Gesangsunterricht) aufgenommen werden wird. Ueberall wo man solche Versuche gemacht hat (wie in Basel) sind sie völlig geglückt. Und auch was die Hellerauer Schulkinder aus dem ihnen unentgeltlich erteilten Unterricht gewinnen, läßt das Schönste erhoffen. Die besten Beweise aber sind natürlich die Erfolge an den erwachsenen Schülerinnen und Schülern, wovon die Proben zu den Festspielen überzeugten. Die Spiele finden in dem großen Saale der Anstalt statt, einem

mächtigen nach allen Seiten rechtwinklig begrenzten Raum, der die aus Stufenbauten zusammengesetzte Bühne, die Arena mit dem versenkten Orchester und das stufenförmige Amphitheater für die Zuschauer umschließt. Hunderte von elektrischen, unsichtbar hinter lichtdurchlässigen weißen Stoffspannungen angebrachte Lampen erleuchten mit einem aufs feinste abtönbaren, ganz unwirklichen Licht den Raum. Und dieses Licht wird mit Verfinsterungen und Erleuchtungen das Drama der Musik und der sich bewegenden Körper zu einem mächtigen Schauspiel steigern. Da ist das gewaltige Crescendo der in der Dunkelheit aufgebenden, ekstatisch begrüßten Sonne! Da ist der Chor der sich unter dem Segen der Feen öffnenden und schließenden singenden Blumen. Da ist die aus den Bewegungen notengetreu ablesbare Fuge von Bach, dort der pantomimisch wilde Furiantanz nach Glucks „Orpheus“! Und alle diese Tänze sind musikalisch geboren, aus überschaubaren, wiederkehrenden, rhythmischen Bewegungen zusammengesetzt, die wundervoll Ordnung und Gesetz schaffen, lebendige Gestaltungen, die unmittelbar zu uns reden, auch dort, wo die Formen noch im Werden sind. Es bleiben keine Zweifel, daß auf diesem Wege fortzuschreiten ist. Auch die Kostümfraße wird noch zu lösen sein, denn das schwarze Rumpfrilott ist nur praktisch einwandfrei. Man sollte getrost farbige Trikots, z. B. gelbliche, versuchen, ohne befürchten zu müssen, varietätlich zu wirken. Der Geist, der hier lebendig ist, scheidet sich streng von den Similiverten der Zeit. Wir haben zu allen, die mit Dalcroze arbeiten, das Vertrauen, daß sie dem schönen Werke berufene Helfer sind.

Alfred Günther, Dresden.

Psychologische Neuererscheinungen.

Trotz der seit etwa Mitte vorigen Jahrhunderts energisch auf-tretenden Tendenz, die Erforschung des Seelenlebens durch naturwissenschaftliche Methoden zu betreiben, genießt die Psychologie heute noch den zweifelhaften Ruhm, eine „philosophische“ Wissenschaft zu sein. Die Frage nach dem „Wesen“ der Seele ipult in ihr wie ehemals in der Physik die Frage nach dem Wesen der Kraft, und selbst bei hervorragenden Psychologen der Neuzeit können wir des öfteren kräftiger Metaphysik begegnen. Andererseits aber sind die Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens derart kompliziert, daß jede Vereinfachung der Bedingungen, wie sie zur Gewinnung fundamentaler Naturgesetze stets erforderlich ist, mit größten Schwierigkeiten verknüpft ist, und die Ausbeute an den allgemein anerkannten psychologischen Gesetzen ist dementsprechend bis heute noch äußerst mager.

Wer diese Sachlage im Auge behält, wird von einer populären Darstellung des Gegenstandes zunächst eine klare Abgrenzung des Forschungsgebietes, eine genaue Beschreibung der grundlegenden Tatsachen und Darstellung der wichtigsten Ergebnisse fordern. Die Diskussion der Forschungsmethoden und Erörterung der Prinzipienstreitigkeiten kommen erst in zweiter Linie in Betracht.

Zwei neuerjährenene Werke aus der bekannten Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ (Verlag Quelle u. Meier, Leipzig) versuchen dieser Aufgabe auf zwei verschiedenen Wegen gerecht zu werden. Das Werkchen von Prof. H. Vorntau: „Seele und Leib“ will die Anfangsgründe der Psychologie im Wege der physiologischen Betrachtungsweise klarlegen, während das Bäcklein von Prof. A. Dyroff: „Einführung in die Psychologie“ (2. Aufl.) das Hauptgewicht auf die Beschreibung und Zer-gliederung der psychologischen Tatsachen legt.

Von der allgemeinen Charakteristik der Lebenserscheinungen ausgehend, gibt das erstgenannte Werkchen zunächst eine leichtverständliche, durch klare Zeichnungen unterstützte Darstellung des menschlichen Nervensystems in seinem Bau und seinen Funktionen. Sie ist dem heutigen Stande der Forschung durchaus angepaßt und macht durch strenge Vermeidung aller Nebensächlichkeiten durch Konzentrierung auf Hauptergebnisse einen wohlthuenden Eindruck. Mit höchst instruktiven Darlegungen über „Gehirn und Intelligenz“ schließt der rein physiologische Teil des Werkes. Es folgen nun die Kapitel über Empfindungen und Vorstellungen, experimentelle und praktische Psychologie, Schlaf und verwandte Zustände, Tierseele und Menschenseele, die Seele des Kindes und über das Verhältnis des Physischen und Psychischen. Aus diesem reichhaltigen Inhalt sei das Kapitel über die Seele des Kindes besonders hervorgehoben wegen der zahlreichen Anregungen, die es namentlich auch für proletarische Eltern enthält. Bei der Erörterung der Frage nach dem Verhältnis des Physischen und Psychischen kommt der Verfasser zum Schluß, daß Psychisches und Physisches nicht Zustände zweier verschiedenen Substanzen, auch nicht zwei wirklich getrennte und selbständige Reichen des Geschehens sind, sondern nur eine Wirklichkeit, die sich in verschiedener Weise manifestiert. Es ist hier nicht der Ort, nachzuprüfen, inwieweit dieser Standpunkt des „methodischen Monismus“ allen Anforderungen genügt. Es muß indes darauf hingewiesen werden, daß der Verfasser mit größter Entschiedenheit alle metaphysischen Deutungen seines Standpunktes zurückweist und gegen jeden Versuch, den Geist von der Welt der Wirklichkeit loszulösen, energisch Stellung nimmt.

In einem gewissen Gegensatz zu dieser physiologischen Betrachtungsweise befindet sich die von Prof. Dyroff bevorzugte

Methode. Sie ist darauf gerichtet, nur eine Uebersicht über das Ganze des psychischen Geschehens zu geben, ohne seinem psychologischen Hintergrund besondere Beachtung zu schenken. Von diesem — innerhalb gewisser Grenzen durchaus legitimen — Standpunkte entwirft der Verfasser das überaus reiche Bild von Sinnen- und Vorstellungsleben, vom Denken und Sprechen, vom Gefühls- und Triebleben, vom Willen und Aufmerksamkeit. Durch Hinzuziehung zahlreicher Beispiele aus dem praktischen Leben und aus der schönen Literatur macht er seine Darstellung äußerst lebendig und manchmal direkt anziehend. So steht z. B. das Kapitel „Vom Vorstellungsleben der Seele“, was Inhaltsreichtum und sprachliche Gewandtheit anbetrifft, für jede Art populärer Schreibweise wirklich muster-gültig da.

Der Verfasser ist ein Philologe einer bestimmten Schule, und diese Zugehörigkeit wirkt manche Schatten auf seine psychologischen Ansichten. Die breite Auseinandersetzung über das Problem der Willensfreiheit, das nach ihm mit Hilfe der rein empirischen (erfahrungsmäßigen) Psychologie unlösbar ist, wird vorwiegend durch dieses philosophische Interesse bestimmt. Es muß indes anerkannt werden, daß der Verfasser redlich bemüht war, seine philosophischen und metaphysischen Ansichten nicht allzu stark hervortreten zu lassen und eine objektiv gehaltene Darstellung der empirischen Psychologie in ihrer jetzigen Gestalt zu geben. Wer sein Buch, das nebenbei bemerkt, sehr gute Literaturnachweise zu den behandelten Fragen enthält, als eine Ergänzung des vorhin besprochenen Werkes von Prof. Voruntau liest, wird sich durch diese philosophischen Abirrungen gewiß nicht irre machen lassen. Beide Werke geben zusammen einen guten Ueberblick über den jetzigen Stand der psychologischen Gesamtforschung. V. Th.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Eine altgermanische Ansiedelung. Auf dem Nittergut Paulinenaue im Kreise Westphalens an der Berlin-Hamburger Bahn hat Dr. Albert Kielebusch vom Märkischen Museum eine interessante germanische Ansiedelung aus der späteren römischen Kaiserzeit aufgedeckt. Die Anlage hat besondere Bedeutung wegen der Beziehungen, die von hier aus zu dem Bauthypus des sogenannten Megaron der Griechen, der Keimzelle des griechischen Tempels führen. Denn nachdem man zuerst auf eine Herdstelle aus vorgeschichtlicher Zeit gestoßen war, ließ sich der Grundriß eines Hauses feststellen. Er gleicht, wie Dr. Kielebusch in der „Prähistorischen Zeitschrift“ ausführt, in jeder Beziehung dem vor einiger Zeit gefundenen Haustypus von Buch bei Berlin: viereckig, aber nicht rechtwinklig, mit Vorhalle. Am Herde, der in der einen Hausecke lag, fand sich ein Gefäß spät-römischer Form, das eben das Haus als jener Zeit entstammend charakterisiert. Man stieß auch auf das Skelett eines Hundes: er scheint aber nicht gegessen, sondern geopfert worden zu sein. Das Haus beweist nun, daß die Germanen noch während der spät-römischen Kaiserzeit den Pfostenbau übten. Ob sie das damals noch ausschließlich taten oder ob sie auch schon den Schwellenbau verwendeten, ist eine andere Frage. Ueber die Bauweise der Wände wird vielleicht die Fortsetzung der Ausgrabung Klarheit bringen. Der Typus, Hauptraum und Vorraum, ist derselbe wie bei dem frühwendischen Hause in Hafenfelde. Aber zwischen der Entstehung der beiden Häuser liegt der für die Geschichte der Mark und ganz Mitteleuropas so bedeutungsvolle Völkerwechsel, die Einwanderung der Slaven. Der Typus ist derselbe wie noch heute in Norwegen und derselbe wie vor beinahe 4000 Jahren im altgriechischen Megaron, wie er in Trojas zweiter Schicht zuerst vorkommt. Das läßt auf eine gemeinschaftliche Wurzel schließen. Aber während man in Troja und Mycenä schon den rechten Winkel kannte, ist das im Norden nicht der Fall. Dieses dem ursprünglichen Typus nähere schiefwinklige Haus findet sich nun auch in Thessalien, in der Burg von Dimini und Orchomenos. Jetzt hat man in den bronzezeitlichen Häusern von Buch Begleitpfosten entdeckt, die um die Hauswände herum liefen, ein Dach trugen und so äußere Vorratsräume schufen und zugleich die Lehmwände des Hauses vor der Verwitterung schützten: Vorstufen der ringsum laufenden Säulen der griechischen Tempel. Damit ist aufs neue bewiesen, daß der griechische Steinbau auf Holzbauten zurückgeht, die Säulen, die ursprünglich das Haus stützende Holzpfosten waren. Durch weitere Funde auf diesem Gebiete läßt sich vielleicht noch einmal feststellen, wann die historischen Griechen in ihre Wohnsitze eingewandert sind und woher sie kamen, woher sie jenen von ihnen so herrlich entwickelten Bauthypus mitbrachten.

Völkerkunde.

Riesenstatuen auf einer Insel des Stillen Ozeans. Eine Expedition unter Leitung von W. Routledge wird demnächst auf der Motorjacht „Manga“ auslaufen, um zur Lösung des Rätsels beizutragen, das die prähistorischen Riesenstatuen auf der Osterinsel, etwa 2500 englische Meilen westlich von Chile, der Wissenschaft aufgeben. Die Expedition besteht außer dem Leiter

und seiner Frau aus einem Geologen, einem Archäologen des Britischen Museums und fünfzehn Mann. Die gigantischen Ueberreste der Osterinsel bieten eines der schwersten Probleme und eines der merkwürdigsten Schaupiele, das die ferne Vergangenheit den später Lebenden hinterlassen hat. Auf dem etwa 45 Quadratmeilen großen Eiland sind ungeheure Unterbauten aus mächtigen ohne Zement zusammengesetzten Steinen errichtet, die schon weither vom Meere aus sichtbar sind. Einige der dabei verwendeten Steine wiegen 20 Zentner. Diese Unterbauten sind an einigen Stellen 30 Fuß hoch und 200 Fuß lang. Auf der der Insel zugekehrten und vom Meer abgewandten Seite dieser Bauten sind breite Terrassen von Stein angelegt, auf denen hohe Figuren standen. Viele dieser seltsamen Bildwerke, die aus der Lava eines acht Meilen entfernten erloschenen Kraters geformt sind, sind von ihrem Piedestal herabgestürzt, andere waren wahrscheinlich überhaupt nicht heraufgebracht, einige aber ragen noch empor. Im ganzen sind 550 solcher Statuen auf der Insel. Sie sind sehr verschieden in ihrer Größe; die größte, die bisher gemessen wurde, war 68 Fuß hoch. Die Länge der Nase der dargestellten Figur betrug elf Fuß. Die Figuren sind nur bis zu den Hüften in menschlichen Formen gehalten; die Gesichter haben zurückweichende Stirnen, breite, gekrümmte Nasen, dünne Lippen und mächtige Kinnbäden. Einige der Kolosse wiegen 5000 Zentner. Die Herstellung dieser Statuen und ihre Aufstellung auf den Unterbauten muß durch irgendein Ereignis plötzlich unterbrochen worden sein. Unter den Theorien, die zur Lösung der Frage aufgestellt wurden, hat bisher die den meisten Anklang gefunden, die in der Insel den letzten Rest eines untergegangenen Kontinents sieht, der in Urzeiten den größeren Teil des büblichen Stillen Ozeans bedeckte und möglicherweise Asien und Amerika verband. Unter den Felsenbauten befinden sich große Mengen von Skeletten, wahrscheinlich Knochen von Menschen, die diesen gewaltigen Steinbildern geopfert worden sind.

Naturwissenschaftliches.

Das Leben in den Meerestiefen. Vor 100 Jahren wußte man noch fast gar nichts davon, daß auch die tieferen Schichten der Weltmeere lebende Wesen enthalten, und die Tiefseeforschung, die erst vor 40 Jahren einsetzte, brachte in ihren Ergebnissen der Naturwissenschaft eine der größten Ueberraschungen, die sie je erfahren hat. Nicht nur zeigte sich das Meer bis in seine tiefsten Abgründe hinab belebt, sondern es kamen die sonderbarsten Tierformen zutage, darunter solche, die ganz ähnlich den in früheren Zeiten der Erdgeschichte vorgekommen waren, aber als längst ausgestorben gegolten hatten. Seitdem die Tiefseeforschung durch Verbesserung der Geräte und Instrumente zur Messung und zum Fang bis auf einen hohen Grad vervollkommen wurde, läßt es sich keine für wissenschaftliche Zwecke überhaupt bestimmte Expedition nehmen, die Zeit einer Seefahrt für einige Tiefseebeobachtungen zu verwerten, wie es beispielsweise fast alle Südpolarexpeditionen getan haben. Das Außerordentlichste an der Tatsache eines Tierlebens in Tiefen bis zu 6000 Metern ist darin zu erblicken, daß diese Geschöpfe den dort herrschenden Druck auszuhalten vermögen. Dieser Druck ist so gewaltig, daß sogar die Wasserschichten, die in großen Meerestiefen zu unterst liegen, eine Zusammenpressung erleiden, obgleich das Wasser doch zu den Körpern gehört, die dem Druck den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen, worauf die Verwertung der hydraulischen Presse beruht. Wenn ein Tiefseefisch mit dem Netz an die Oberfläche gebracht wird, so kann man niemals hoffen, ihn lebend zu erhalten. Durch die Verminderung des Drucks, an den er in der Tiefe gewöhnt war, dehnen sich alle seine Gewebe einschließlich der Blase aus, mit einem Wort, er platzt.

Das Licht ist von viel geringerer Bedeutung für die Möglichkeit des Lebens, wenigstens für die Tiere. Während der Druck auch das Tierleben jenseits von 6000 Metern nicht mehr zu erlauben scheint, ist der Ausschluß des Lichts dafür nicht maßgebend. Schon in einer Tiefe von höchstens 400 Metern erlöschen die letzten Spuren der Sonnenstrahlen, und die Pflanzen steigen daher auch nicht tiefer hinab. Die Tiere dagegen scheinen sich gar nicht daran zu kehren und fabrizieren sich sogar die nötige Beleuchtung selbst. Nicht alle, aber ein erheblicher Teil von ihnen sind mit Nektarn verschiedener Art ausgestattet, die sie an diesem oder jenem Körperteil mit sich tragen. So erbellen sie ihre Umgebung, wenn sie auf Nahrung oder Nahrungssuche ausgehen, was bei ihnen ziemlich gleichbedeutend ist. Die Formen dieser Tiefseetiere sind oft höchst abenteuerlich. Ihre Mannigfaltigkeit ist noch ziemlich groß und erstreckt sich über alle Klassen der Tierreichs bis hinauf zu den Fischen. Wie emsig die Tiefseeforschung gearbeitet hat, geht daraus hervor, daß man heute bereits allein an Fischarten aus der Tiefsee beinahe 1000 kennt. Trotz der großen Verschiedenheit der einzelnen Arten ist doch eine gewisse Gleichförmigkeit der äußeren Eigenschaften auffällig, beispielsweise in der Farbe, der Größe usw. Die Farbe ist im Gegensatz zu der Entwicklung bei den Fischen der oberflächlichen Gewässer über den ganzen Körper dieselbe und nicht auf dem Rücken und der Bauchseite verschieden. Der Orientierungssinn, durch den sich diese Tiere lenken lassen, besteht wahrscheinlich aus einer Mischung von Geruchs- und Tastsinn. Fast alle Tiefseefische besitzen sehr lange Zähne, denn ihre Nahrung ist nicht sehr reichlich vorhanden und es kommt daher darauf an, einen einmal gepackten Bissen auch festzuhalten.